

„Ich wache mit Stadelheim auf und ich gehe mit Stadelheim zu Bett“

In dem Gefängnis ermordete der NS-Staat viele seiner Gegner. Nachfahren berichten, welche Folgen die Unrechtsurteile hatten und wie diese ihre Familien bis heute prägen.

Ein Artikel in der SZ von Barbara Galaktionow

Genau 1188 Opfer. So viele Menschen wurden während der Zeit des Nationalsozialismus im Gefängnis Stadelheim in München hingerichtet, mindestens. Vor allem Gegner des NS-Regimes kamen unters Fallbeil, verurteilt von einer barbarischen Unrechtsjustiz. Diese Woche jährt sich zum 81. Mal die Befreiung des Gefängnisses am 30. April 1945. Viele Jahre lang wurde dieser Opfer des Nationalsozialismus nur wenig gedacht, mit Ausnahme der Mitglieder der „Weißen Rose“. Doch in den vergangenen Jahren ist etwas in Bewegung geraten, auch durch das Engagement der Nachkommen der NS-Verfolgten, die 2025 erstmals eine eigene Gedenkveranstaltung in Stadelheim abhielten.

In dieser Woche stehen gleich drei Termine an: Am Dienstag werden auf dem Friedhof am Perlacher Forst neue Gedenk- und Informationstafeln für die NS-Opfer eingeweiht. Am Mittwoch informieren die Arolsen Archives und die Staatlichen Archive Bayerns über den Stand der Suche nach Familien, denen die Abschiedsbriefe ihrer in Stadelheim hingerichteten Angehörigen nie zugestellt wurden. Und am Donnerstag erinnern die Nachkommen in ihrer eigenen Gedenkveranstaltung in Stadelheim an die Schicksale junger polnischer Zwangsarbeiter. Vier Angehörige von Opfern – ein Sohn, eine Tochter, eine Großnichte und ein Enkel – haben uns vom Schicksal der Verfolgten und den Folgen für ihre Familien erzählt.

Bebo Wager

Mindestens einmal war Helmut Wager mit seiner Mutter und seinen zwei Geschwistern bei seinem Vater in Stadelheim. Das weiß der heute 84-Jährige aus einem Brief, den seine ältere Schwester damals schrieb. Helmut Wager selbst erinnert sich nicht an diesen Besuch im Münchner Gefängnis im Jahr 1943, er war damals gerade erst ein paar Monate alt, wie er erzählt. Kennenlernen konnte er seinen Vater nie. Denn der Widerstandskämpfer Bebo Wager (Bild 1) wurde von den Nationalsozialisten 1943 mit dem Fallbeil hingerichtet.

Der im Jahr 1905 geborene Josef Wager, genannt Bebo, stammte aus einer Augsburger Arbeiterfamilie, war in der Sozialistischen Arbeiterjugend, später auch der SPD. Als die Nazis an die Macht kamen, organisierte er sich gemeinsam mit anderen Genossinnen und Genossen aus Jugendtagen im örtlichen Ableger der „Revolutionären Sozialisten“. Der kleine Kreis hielt Kontakt zum Exilvorstand der SPD in der Tschechoslowakei und Widerstandsgruppen in München und Österreich.

Und er traf Vorbereitungen, um im Fall einer Krise des Deutschen Reichs koordiniert eine neue Ordnung schaffen zu können, wie es auf der Seite des NS-Dokuzentrums und verschiedenen Gedenkseiten heißt. Nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs plante die Gruppe wohl auch Sabotageaktionen. Und sie soll Waffenlager angelegt haben, eines davon laut Helmut Wager wohl auch in seinem Elternhaus.

Wie die Gestapo auf die Spur der Revolutionären Sozialisten kam, ist nicht bekannt. Im April 1942 wurde Bebo Wager jedenfalls an seinem Arbeitsplatz festgenommen. Es folgten „qualvolle Vernehmungen“, schreibt das NS-Dokuzentrum. Im Mai 1943 verurteilte ihn der Volksgerichtshof in Innsbruck zum Tode wegen Hochverrats, wie so viele der Todeskandidaten in Stadelheim. Am 12. August 1943 wurde er in dem Gefängnis um 17.20 Uhr von den Nationalsozialisten geköpft. Seine Familie erfuhr erst im Nachhinein von Bebo Wagers Tod. In seinen letzten Briefen an seine Frau Linda und die Kinder, geschrieben kurz vor der Hinrichtung, dankte er seiner Frau, dem „treuen Lebenskamerad“, und versicherte seinen Kindern, dass er „nicht als Verbrecher sterbe“, sondern „für seine Idee“. Der Brief endet unvermittelt: „In vier Stunden ist es aus –“.

Helmut Wager erinnert sich nicht, wann er den Brief seines Vaters zum ersten Mal gelesen hat. Und auch nicht, wann er erfuhr, dass sein Vater von den Nazis ins Gefängnis gesteckt und dort ermordet worden war – und warum. „Das war ein Thema, das in unserer Familie wenig ausgebreitet worden ist“, sagt er. Seine Mutter musste die Kinder nach der Verhaftung und Ermordung ihres Mannes allein als Schneiderin durchbringen, war oft übermüdet. Mit zur Erschöpfung trug bei, was Helmut Wagers Frau Marianne mit Blick auf einen dicken Ordner kopierter Unterlagen „200 Seiten Schikane“ nennt. Über Jahre hinweg kämpfte ihre spätere Schwiegermutter um eine kleine Hinterbliebenenrente – der Geist des untergegangenen NS-Staates, er hielt sich im Beamtenapparat der neu gegründeten Bundesrepublik für lange Zeit.

In Augsburg ist Bebo Wager nicht vergessen. Er erhielt 1947 ein Ehrengrab. Eine Berufsschule, eine Straße und ein Pflegeheim wurden nach ihm benannt, es gibt Gedenkveranstaltungen. Die wurden allerdings zunehmend von politischen Mandatsträgern gekapert, so empfand es sein Sohn Helmut. Für ihn ist es daher „von Bedeutung“, wie er sagt, dass sich in den vergangenen Jahren vor allem auf Initiative von Heidi Delbeck eine Gruppe von Stadelheim-Nachkommen zusammengefunden hat.

Auf deren erster eigener Gedenkveranstaltung vor einem Jahr hielt auch Helmut Wager eine Rede. Dass er sich 2025 zu Wort meldete, hat aber auch mit dem Wandel der politischen Landschaft in Deutschland zu tun. Hier schloss er mit einer Botschaft, die ihre Gültigkeit auch ein Jahr später nicht verloren hat: „Ich wurde in ein braunes Land hineingeboren, ich möchte nicht in einem braunen Land sterben, auch nicht in einem blauen.“

Karl Delbeck

Der Widerstandskämpfer Karl Delbeck (Bild 2) war einer der wenigen Todeskandidaten in Stadelheim, die ihrer Hinrichtung durch das NS-Regime am Kriegsende knapp entronnen. Das Unrecht und die Unmenschlichkeit, die ihm widerfahren, treiben seine Tochter Heidi Delbeck bis heute um. Denn diese endeten nicht mit dem Zusammenbruch des Deutschen Reichs.

Als Gewerkschafter und Kommunist lehnte sich der 1898 geborene Bergmann aus Gelsenkirchen von Beginn an gegen den NS-Staat auf. Im Ruhrgebiet versuchte er, den kommunistischen Widerstand zu organisieren. Immer wieder wurde Delbeck von den Nazis ins Gefängnis gesteckt – mal mit, mal ohne die Schein-Legitimierung durch die NS-Unrechtsjustiz. Insgesamt war er mehr als sechs Jahre in Haft. Nach Kriegsausbruch musste Delbeck Zwangsarbeit auf der Zeche Nordstern leisten. Er und seine Genossen versuchten, die Kriegsproduktion zu sabotieren. Als 1943 die Widerstandsgruppe um Franz Zielasko aufflog, der sich auch Delbeck angeschlossen hatte, geriet er in den Strudel der Verhaftungen. Im Juli 1944 wurde er vom Volksgerichtshof in Nürnberg zum Tode verurteilt.

In der Todeszelle in Stadelheim erhielten Karl Delbeck und zwei seiner Kameraden unerwartete Hilfe durch den Anstaltspfarrer und einen Anwalt: Mit immer neuen Wiederaufnahmeanträgen gelang es diesen, die Hinrichtungen aufschieben zu lassen. Doch in ihren Zellen hörten die Gefangenen mit an, wie ihre Genossen unter dem Fallbeil starben. „Mein Vater war acht Monate in der Todeszelle und musste diese ganzen Hinrichtungen miterleben, während er auf seine eigene wartete“, berichtet Heidi Delbeck. Als amerikanische Truppen im Frühjahr 1945 auf München vorrückten, ließ die Anstaltsleitung die 46 Todeskandidaten samt Guillotine ins Zuchthaus Straubing bringen. Der dortige Gefängnisdirektor schickte die Stadelheimer und andere Gefangene aus dem überfüllten Zuchthaus weiter auf einen Marsch nach Dachau. Bei Freising gelang dem völlig entkräfteten Delbeck die Flucht, er konnte sich zu einem Bauernhof retten. Kurz darauf besetzten US-Truppen das Gebiet. Karl Delbeck hatte überlebt. Doch unter was für Bedingungen.

Seine Frau war nach einem Besuch in Stadelheim bei einem Luftangriff ums Leben gekommen. Einer seiner Söhne war im Krieg gefallen, der andere starb kurz nach seiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft. Delbeck selbst war gezeichnet von schwerer Folter und erniedrigenden Haftbedingungen. Zähne waren ausgeschlagen, sein Körper war voller Wasser und wies für immer die Male der Misshandlungen auf. „Ich bin mit den Folterspuren meines Vaters aufgewachsen“, sagt Heidi Delbeck, die 1947 als Tochter aus einer zweiten Ehe Karl Delbecks hervorging. Zwei Jahre später wurde ihr jüngerer Bruder geboren. Ihr Vater habe immer seinen Rücken vor ihnen verborgen. Und er habe nie wieder arbeiten können. Daher hätten sie in Armut gelebt. Wie so viele NS-Verfolgte habe ihr Vater zehn Jahre lang einen zähen Kampf um eine finanzielle Wiedergutmachung ausgefochten.

Heidi Delbeck begann erst nach dem Tod ihres Vaters im Jahr 1972, seine Geschichte zu erforschen, die sich ja auch auf ihr Leben auswirkte. Über Widerstand war in ihrer Familie zuvor schon gesprochen worden, aber nicht über Folter, nicht über das Todesurteil. Erst kurz vor seinem Lebensende klärte ihr Vater sie über das ganze Ausmaß auf. Ein Schock. Ein Schlüsselerebnis, eine innere Entlastung, war für sie vor etwa 20 Jahren eine Begegnung mit Marie-Luise Schultze-Jahn. „Gell, Sie können auch nicht reden?“, habe die Widerstandskämpferin zu ihr gesagt. Aber Delbeck solle daran denken, wie lange Schultze-Jahn das nicht gekonnt habe. Inzwischen setzt Heidi Delbeck, die vor ihrer Pensionierung am Sophie-Scholl-Gymnasium Französisch und Sport unterrichtete, sich intensiv mit der Geschichte der eigenen Familie auseinander und ist eine treibende Kraft bei einer Regionalgruppe der „Nachkommen NS-Verfolgter“ sowie in einem informellen Zusammenschluss der Angehörigen von Stadelheim-Opfern. „Ich wache mit Stadelheim auf, und ich gehe mit Stadelheim zu Bett“, sagt Delbeck. Den Nachkommen sei es ein Anliegen, dass endlich die Vergangenheit Stadelheims wissenschaftlich aufgearbeitet wird. Und: „Das ist nicht nur die Geschichte der Verurteilten, sondern auch die Geschichte der Familien, der Angehörigen.“

Walter Klingenbeck

Sechs Jahre, nachdem Walter Klingenbeck (Bild 3) 1943 im Alter von nur 19 Jahren in Stadelheim hingerichtet worden war, starb seine Mutter Magdalena an Krebs. Der Leichnam ihres Sohnes war von den Nationalsozialisten auf dem nahegelegenen Friedhof am Perlacher Forst begraben worden, ohne dass seine Familie auch nur vom Vollzug der Todesstrafe wusste. Auf Veranlassung seiner Mutter wurden die sterblichen Überreste Walters nach ihrem Tod exhumiert und gemeinsam mit ihr auf dem Westfriedhof bestattet. „Dass sie weiß, sie wird sterben, und ihr letzter Wunsch ist es, dass ihr Sohn mit ihr ins Grab kommt, dass sie sich darum kümmert in ihrer letzten Lebenszeit – das berührt mich ganz stark“, sagt Carmen Miller. Seit etwa 15 Jahren erforscht die Großnichte Walter Klingenbecks dessen Schicksal und die Familiengeschichte.

Der am 30. März 1924 geborene Münchner Walter Klingenbeck war aus religiöser Überzeugung zum Gegner des Nationalsozialismus geworden. Er entstammte einer katholischen Familie und einem Umfeld, das dem NS-Staat kritisch gegenüberstand. Gemeinsam mit seinem Vater hörte er verbotene „Feindsender“ wie die BBC und Radio Vatikan. Als Jugendlicher wurde der Schaltmechanikerlehrling selber aktiv: Im Stadtteil Bogenhausen malte er an Hauswände und Straßenschilder das „V“ als Zeichen für den erhofften Sieg der Alliierten. Und mit drei Freunden werkelt er an einem eigenen Radiosender und plante Flugblätter, um Aufklärung und Gegenpropaganda zu verbreiten.

Zum Verhängnis wurde Walter Klingenbeck, dass er sich allzu offen abfällig über Hitler-Deutschland äußerte. Eine Ladenbesitzerin, in deren Radiogeschäft er nebenbei arbeitete, denunzierte ihn. Im September 1942 wurde er vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt. Walter Klingenbeck übernahm von sich aus die Hauptverantwortung für die Taten, die ihm und seinen Freunden vorgeworfen wurden. Zehn Monate verbrachte er nach seiner Verurteilung in Stadelheim. Monate, in denen er, seine Eltern, seine Schwester Anneliese und deren Mann Max darauf hofften, dass der NS-Staat eines der drei Gnadengesuche akzeptieren würde. Vergebens. Am 5. August 1943 wurde Walter Klingenbeck in Stadelheim mit dem Fallbeil ermordet. Seine letzten Briefe zeugen von einer großen inneren Stärke des jungen Mannes.

Die Nachricht von der Hinrichtung war ein Schock für seine Familie. „Der Tod Walters hat seine Mutter gebrochen“, weiß Carmen Miller aus Briefen von damals und Erzählungen. Wie dessen Vater mit dem Verlust umging, kann sie nicht sagen. In ihrer Familie sei nicht viel über Walters Schicksal gesprochen worden, erzählt Miller. Sie selbst habe erst davon erfahren, als ihr Vater 1993 beim Zeitunglesen überraschend einen Artikel über Walter entdeckte und ihr, der damals 15-Jährigen, sagte: „Schau, das ist dein Großonkel.“ Einmal habe sie ihre Oma Anneliese, Walters Schwester, gefragt, wie es ihr gelungen sei, mit diesen traumatisierenden Erfahrungen ein so glückliches Familienleben aufzubauen, erzählt Miller. „Verdrängung! Wir haben das verdrängt“, antworte ihrer Großmutter. Auf das Mitgefühl der Nachkriegsgesellschaft konnte die Familie nicht hoffen, berichtet Miller. Ein Entschädigungsantrag, ausgefüllt im Jahr 1946, wurde über Jahrzehnte verschleppt: Insgesamt 2921 D-Mark bekam Walters Familie schließlich ausgezahlt – am 24. September 1970.

Einer breiteren Öffentlichkeit war das Schicksal des jungen Widerständlers lange völlig unbekannt. Das begann sich erst seit einem Forschungsaufsatz in den frühen 1990er-Jahren zu ändern. Seitdem wurde unter anderem eine Schule in Taufkirchen nach ihm benannt. Es gibt einen Stolperstein und eine Gedenkstele, und seine Kirchengemeinde St. Ludwig erinnert regelmäßig an ihn, eine Graphic Novel wurde erstellt – und auch seine Großnichte arbeitet an einer künstlerischen Umsetzung ihrer Nachforschungen. Außerdem prüft eine historische Kommission seit 2018 Klingenbecks Wirken für ein mögliches Seligsprechungsverfahren. Sie sei sehr glücklich darüber, sagt Carmen Miller – vor allem in Hinblick auf ihre Familie, die das bestimmt mit Stolz erfüllt hätte.

Hugo Paterno

Nach dem Zweiten Weltkrieg werden sich die Beteiligten am Verfahren, das zur Hinrichtung des Vorarlberger Zollbeamten Hugo Paterno (Bild 4) in Stadelheim führte, gegenseitig die Schuld dafür zuschieben.

Nur weil sie von einem Beamten dazu aufgefordert worden sei, habe sie die „staatsfeindlichen Äußerungen des Paterno“ zu Protokoll zu geben, wird Rosa R. sagen. Zwei Beamte attestierten der Trafikantin hingegen einen Belastungseifer, den sie nicht hätten ignorieren können. Und alle weiteren Beteiligten reichten die Angelegenheit in der Befehlskette des NS-Staates angeblich nur deshalb immer weiter nach oben, um eben gerade zu verhindern, dass dem vierfachen Vater Schlimmes passiere.

Hugo Paterno sei in einer „Stafette kalter Feindseligkeit“ denunziert worden, schreibt Wolfgang Paterno, Redakteur des österreichischen Nachrichtenmagazins Profil, der vor ein paar Jahren ein Buch über das Schicksal seines Großvaters veröffentlicht hat („So ich noch lebe“, Haymon Verlag, 2020).

Der 1896 geborene Hugo Paterno lebte mit seiner Familie im österreichischen Lustenau. Er war ein konservativer Katholik, in dessen Denken und Alltag die Religion stets präsent war. In der Zollbehörde, wo Paterno von 1920 an arbeitete, galt er als untadeliger Beamter, fleißig, genau, vertrauenswürdig. 1938 stellte er einen Antrag auf Aufnahme in die NSDAP. Und doch geriet er in die Mühlen des NS-Verfolgungsapparats: Hugo Paterno wurde dreimal denunziert. Die Gründe dafür lassen sich heute nicht mehr mit Bestimmtheit nachvollziehen. „Vieles spricht dafür, dass man ihn in seiner Stellung als leitender Beamter weghaben wollte“, sagt sein Enkel Wolfgang Paterno am Telefon.

Während Hugo Paterno eine erste Anschwärzung wegen angeblicher Pflichtverletzungen im Dienst offenbar noch entkräften konnte, wurde er nach einer zweiten Denunziation wegen NS-kritischer Aussagen trotz allerhand Ungereimtheiten nach Innsbruck strafversetzt. 1943 wurde es dann bitterernst: Die Trafikbesitzerin Rosa R. gab zu Protokoll, dass Paterno ihr gegenüber verschiedene gegen den Nationalsozialismus gerichtete Aussagen gemacht habe. Er rechne mit einer Revolution, in den Konzentrationslagern säßen Menschen ohne Grund. Und wie denn ein Staat überhaupt bestehen solle, der gegen die Kirche vorgehe. Paterno wehrte sich gegen die Vorwürfe, sagte, er könne sich nicht erinnern, weil er zuvor Kornschnaps getrunken und starke Kopfschmerzen gehabt habe. Doch die letzte Hoffnung, dass dieser Umstand seine Strafe noch mildern könnte, wurde bei der Verhandlung am Volksgerichtshof im Mai 1944 durch Rosa R. zunichte gemacht: „Gerochen hab' ich nichts“, sagte sie. Paterno wurde wegen Wehrkraftzersetzung zum Tode verurteilt. Das Urteil wurde am 7. Juli 1944 im Gefängnis in Stadelheim vollstreckt. Sein Leichnam verschwand in einer Anatomie, vielleicht in Würzburg. Hugos Frau Maria blieb allein mit ihren vier Kindern zurück. Der jüngste Sohn, Quido, ist der Vater von Wolfgang Paterno. In der Nachkriegszeit habe die Familie immerhin eine Trafik zugesprochen bekommen, die einem Nazi weggenommen worden war, und so ein Auskommen gehabt, sagte Wolfgang Paterno. Ansonsten habe sich die Familie „in die Religion geflüchtet, ins Beten“, sagt er.

Über den „fernen Verwandten mit abgetrenntem Kopf“ sei nie viel geredet worden. Das sei heute noch so. Auch sein Buch über Hugo Paterno habe kaum jemand in der Familie gelesen. Für ihn selbst sei es der Versuch, dazu beizutragen, „dass der Großvater sich im Grab umdrehen und endlich ruhig liegen“ könne. Doch war Hugo Paterno eigentlich tatsächlich der überzeugte NS-Gegner, als der er hingerichtet wurde? Bei seinen Nachforschungen ist Wolfgang Paterno auf ein Kassiber gestoßen, eine geheime Botschaft, die sein Großvater aus dem Gefängnis schmuggeln konnte. Er habe all die Dinge, die er in seinen Vernehmungen abstritt, in Rosa R.s Küche genau so gesagt, schrieb Hugo da. Sein Großvater sei vielleicht mehr Widerständler gewesen, als man ihm in Lustenau und seiner Familie zugestanden habe, so sein Enkel.

Vier Angehörige erzählen von den Opfern, die in Stadelheim inhaftiert und ermordet wurden, sowie von den Folgen für ihre Familien: Helmut Wager über seinen Vater, den Widerstandskämpfer Bebo Wager (1), Heidi Delbeck über ihren Vater Karl Delbeck (2), Grofnichte Carmen Miller über Walter Klingenberg (3) und Wolfgang Paterno über seinen Großvater Hugo Paterno (4). (FOTOS: SÜDDEUTSCHE ZEITUNG PHOTO, LUKAS MAURER, ARMAGAN ARINC, BARBARA GALAKTIONOV, PRIVAT)



Von Barbara Galaktionov

Genau 1188 Opfer. So viele Menschen wurden während der Zeit des Nationalsozialismus im Gefängnis Stadelheim in München hingerichtet, mindestens. Vor allem Gegner des NS-Regimes kamen unter Fallbeil, verurteilt von einer barbarischen Unrechtsjustiz. Diese Woche jährt sich zum 81. Mal die Befreiung des Gefängnisses am 30. April 1945. Viele Jahre lang wurde dieser Opfer des Nationalsozialismus nur wenig gedacht, mit Ausnahme der Mitglieder der „Weißen Rose“. Doch in den vergangenen Jahren ist etwas in Bewegung geraten, auch durch das Engagement der Nachkommen der NS-Verfolgten, die 2025 erstmals eine eigene Gedenkveranstaltung in Stadelheim abhielten.

In dieser Woche stehen gleich drei Termine an: Am Dienstag werden auf dem Friedhof am Perlacher Forst neue Gedenksteine und Informationstafeln für die NS-Opfer eingeweiht. Am Mittwoch informieren die Arolsen Archives und die Staatlichen Archive Bayerns über den Stand der Suche nach Familien, denen die Abschiedsbriefe ihrer in Stadelheim hingerichteten Angehörigen nie zugestellt wurden. Und am Donnerstag erinnern die Nachkommen in ihrer eigenen Gedenkveranstaltung in Stadelheim an die Schicksale junger polnischer Zwangsarbeiter. Vier Angehörige von Opfern – ein Sohn, eine Tochter, eine Grofnichte und ein Enkel – haben uns vom Schicksal der Verfolgten und den Folgen für ihre Familien erzählt.

Bebo Wager

Mindestens einmal war Helmut Wager mit seiner Mutter und seinem zwei Geschwister bei seinem Vater in Stadelheim. Das weiß der heute 84-Jährige aus einem Brief, den seine ältere Schwester damals schrieb. Helmut Wager selbst erinnert sich nicht an diesen Besuch im Münchner Gefängnis im Jahr 1943, er war damals gerade erst ein saar Monate alt, wie er erzählt. Kennenlernen konnte er seinen Vater nie. Denn der Widerstandskämpfer Bebo Wager (Bild 1) wurde von den Nationalsozialisten 1943 mit dem Fallbeil hingerichtet.

Der im Jahr 1905 geborene Josef Wager, genannt Bebo, stammte aus einer Arbeiterfamilie, war in der Sozialistischen Arbeiterjugend, später auch der SPD. Als die Nazis an die Macht kamen, organisierte er sich gemeinsam mit anderen Genossinnen und Genossen aus Jugendtagen im örtlichen Ableger der „Revolutionären Sozialisten“. Der kleine Kreis hielt Kontakt zum Exilvorstand der SPD in der Tschechoslowakei und Widerstandsgruppen in München und Österreich. Und er traf Vorbereitungen, um im Fall einer Krise des Deutschen Reichs koordiniert eine neue Ordnung schaffen zu können, wie es auf der Seite des NS-Dokumenten und verschiedenen Gedenkseiten heißt. Nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs plante die Gruppe wohl auch Sabotageaktionen. Und sie soll Waffenlager angelegt haben, eines davon laut Helmut Wager wohl auch in seinem Elternhaus.

Wie das Gestapo auf die Spur der Revolutionären Sozialisten kam, ist nicht bekannt. Im April 1942 wurde Bebo Wager jedenfalls an seinem Arbeitsplatz festgenommen. Es folgten „qualvolle Vernehmungen“, schreibt das NS-Dokument. Im Mai 1942 verurteilte ihn der Volksgerechthof in Innsbruck zum Tode wegen Hochverrats, wie so viele der Todeskandidaten in Stadelheim. Am 12. August 1943 wurde er in dem Gefängnis um 17.20 Uhr von den Nationalsozialisten geköpft. Seine Familie erfuhr erst im Nachhinein von Bebo Wagers Tod. In seinen letzten Briefen an seine Frau Linda und die Kinder, geschrieben kurz vor der Hinrichtung, dankte er seiner Frau, dem „treuen Lebnkameraden“, und versicherte seinen Kindern, dass er nicht als Verbrecher sterbe, sondern „für seine Idee“. Der Brief endet unvermittelt: „In vier Stunden ist es aus“.

Helmut Wager erinnert sich nicht, wann er den Brief seines Vaters zum ersten Mal gelesen hat. Und auch nicht, wann er erfuhr, dass sein Vater von den Nazis ins Gefängnis gesteckt und dort ermordet worden war – und warum. „Das war ein Thema, das in unserer Familie wenig ausgebreitet

worden ist“, sagt er. Seine Mutter musste die Kinder nach der Verhaftung und Ermordung ihres Mannes allein als Scheinlebende durchbringen, war oft übermüdet. Mit zur Erschöpfung trug bei, was Helmut Wagers Frau Marianne mit Blick auf einen dicken Ordner kopierter Unterlagen „200 Seiten Schikane“ nennt. Über Jahre hinweg kämpfte ihre spätere Schwiegermutter um eine kleine Hinterbliebenrente – der Geist des untergegangenen NS-Staates, er hielt sich im Beamtenapparat der neu gegründeten Bundesrepublik für lange Zeit.

In Augsburg ist Bebo Wager nicht vergessen. Er erhielt 1947 ein Ehrengrab. Eine Berufsschule, eine Straße und ein Pilsbeispiel wurden nach ihm benannt, es gibt Gedenkveranstaltungen. Die wurden allerdings zunehmend von politischen Mandatsträgern gekapert, so empfand es sein Sohn Helmut. Für ihn ist es daher „von Bedeutung“, wie er sagt, dass sich in den vergangenen Jahren vor allem auf Initiative von Heidi Delbeck eine Gruppe von Stadelheim-Nachkommen zusammengefunden hat. Auf deren erster eigener Gedenkveranstaltung vor einem Jahr hielt auch Helmut Wager eine Rede. Dass er sich 2025 zu Wort meldete, hat aber auch mit dem Wandel der politischen Landschaft in Deutschland zu tun. Hier schloss er mit einer Botschaft, die ihre Gültigkeit auch ein Jahr später nicht verloren hat: „Ich wurde in ein braunes Land hineingekippt, ich möchte nicht in einem braunen Land sterben, auch nicht in einem braunen“.

Karl Delbeck

Der Widerstandskämpfer Karl Delbeck (Bild 2) war ein Mann der wenigen Todesurteile in Stadelheim, die ihrer Hinrichtung durch das NS-Regime am Kriegsende knapp entronnen. Das Unrecht und die Unmenschlichkeit, die ihm widerfahren, treiben seine Tochter Heidi Delbeck bis heute um. Denn diese endeten nicht mit dem Zusammenbruch des Deutschen Reichs. Als Gewerkschafter und Kommunist lehnte sich der 1898 geborene Bergmann aus Gelsenkirchen von Beginn an gegen den NS-Staat auf. Im Ruhrgebiet wurde er, den kommunistischen Widerstand zu organisieren, immer wieder wurde Delbeck von den Nazis ins Gefängnis gesteckt – mal mit, mal ohne die Schein-Legitimierung durch die NS-Unrechtsjustiz. Insgesamt war er mehr als sechs Jahre in Haft. Nach Kriegsausbruch musste Delbeck Zwangsarbeit auf der Zeche Nordstern leisten. Er und seine Genossen versuchten, die Kriegsproduktion zu sabotieren. Als 1943 die Widerstandsgruppe um Franz Zielasko aufflog, geriet auch Delbeck angeschlossen hatte, der sich in den Strudel der Verhaftungen. Im Juli 1944 wurde er vom Volksgerechthof in Nürnberg zum Tode verurteilt.

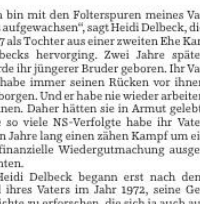
In der Todeszelle in Stadelheim erhielt Karl Delbeck und zwei seiner Kameraden unerwartete Hilfe durch den Anstaltspfarrer und einen Anwalt. Mit immer neuen Wiederantragsverfahren gelang es diesen, die Hinrichtungen aufzuschieben zu lassen. Doch in ihren Zellen blieben die Gefangenen mit an, wie ihre Genossen unter dem Fallbeil starben. „Mein Vater war acht Monate in der Todeszelle und musste diese ganzen Hinrichtungen miterleben“, während der Zeche Nordstern leistete. Er und seine Genossen versuchten, die Kriegsproduktion zu sabotieren. Als 1943 die Widerstandsgruppe um Franz Zielasko aufflog, geriet auch Delbeck angeschlossen hatte, der sich in den Strudel der Verhaftungen. Im Juli 1944 wurde er vom Volksgerechthof in Nürnberg zum Tode verurteilt.

Seine Frau war nach einem Besuch in Stadelheim bei einem Luftangriff ums Leben gekommen. Einer seiner Söhne war im Krieg gefallen, der andere starb kurz nach seiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft. Delbeck selbst war gezeichnet von all dem, was er für Bedingungen. Seine Frau war nach einem Besuch in Stadelheim bei einem Luftangriff ums Leben gekommen. Einer seiner Söhne war im Krieg gefallen, der andere starb kurz nach seiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft. Delbeck selbst war gezeichnet von all dem, was er für Bedingungen.



„Ich wache mit Stadelheim auf und ich gehe mit Stadelheim zu Bett“

In dem Gefängnis ermordete der NS-Staat viele seiner Gegner. Nachfahren berichten, welche Folgen die Unrechtsurteile hatten und wie diese ihre Familien bis heute prägen.



„Ich bin mit den Falterspuren meines Vaters aufgewachsen“, sagt Heidi Delbeck, die 1947 als Tochter aus einer zweiten Ehe Karl Delbecks hervorging. Zwei Jahre später wurde ihr jüngerer Bruder geboren. Ihr Vater habe immer seinen Rücken vor ihnen verborgen. Und er habe nie wieder arbeiten können. Daher hätten sie in Armut gelebt. Wie so viele NS-Verfolgte habe ihr Vater zehn Jahre lang einen zähen Kampf um eine finanzielle Wiedergutmachung gesucht.

Heidi Delbeck begann erst nach dem Tod ihres Vaters im Jahr 1972, seine Geschichte zu erforschen, die sich ja auch auf ihr Leben auswirkte. Über Widerstand war in ihrer Familie zuvor schon gesprochen worden, aber nicht über Folter, nicht über das Todesurteil. Erst kurz vor seinem Lebensende klärte ihr Vater sie über das ganze Ausmaß auf. Ein Schock. Ein Schlüsselereignis, eine innere Entlastung, war für sie vor etwa 20 Jahren eine Begegnung mit Marie-Luise Schultze-Jahn. „Gell, Sie können auch nicht reden?“, habe die Widerstands-

kämpferin zu ihr gesagt. Aber Delbeck sollte daran denken, wie lange Schultze-Jahn das nicht gekonnt habe.

Inzwischen setzt Heidi Delbeck, die vor ihrer Pensionierung am Sophie-Schull-Gymnasium Französisch und Sport unterrichtet, sich intensiv mit der Geschichte der eigenen Familie auseinander und ist eine treibende Kraft bei einer Regionalgruppe der „Nachkommen NS-Verfolgter“, die in einem informellen Zusammenschluss der Angehörigen von Stadelheim-Opfern. „Ich wache mit Stadelheim auf, und ich gehe mit Stadelheim zu Bett“, sagt Delbeck. Den Nachkommen sei es ein Anliegen, dass endlich die Vergangenheit Stadelheims wissenschaftlich aufgearbeitet wird. „Das ist nicht nur die Geschichte der Verurteilten, sondern auch die Geschichte der Familien, der Angehörigen.“

Walter Klingenberg

Sechs Jahre, nachdem Walter Klingenberg (Bild 3) 1943 im Alter von nur 19 Jahren in

Stadelheim hingerichtet worden war, starb seine Mutter Magdalena an Krebs. Der Leichnam ihres Sohnes war von den Nationalsozialisten auf dem nahegelegenen Friedhof am Perlacher Forst begraben worden, ohne dass seine Familie auch nur vom Vollzug der Todesstrafe wusste. Auf Veranlassung seiner Mutter wurden die sterblichen Überreste Walters nach ihrem Tod exhumiert und gemeinsam mit ihr auf dem Westfriedhof bestattet. „Dass sie weiß, sie wird sterben, und ihr letzter Wunsch ist es, dass ihr Sohn mit ihr ins Grab kommt, dass sie sich darum kümmert in ihrer letzten Lebenszeit – das berührt mich ganz stark“, sagt Carmen Miller. Seit etwa 15 Jahren erforscht die Grofnichte Walter Klingebucks dessen Schicksal und die Familiengeschichte.

Der am 30. März 1924 geborene Münchner Walter Klingenberg war aus religiöser Überzeugung zum Gegner des Nationalsozialismus geworden. Er entstammte einer katholischen Familie und einem Umfeld, das dem NS-Staat kritisch gegenüberstand. Gemeinsam mit seinem Vater hörte er verbotene „Feindsender“, wie die BBC und Radio Vatikan. Als Jugendlicher wurde er der Schalthamer-Kameradenleitung selbst aktiv. Im Stadtteil Bogenhausen malte er an Hauswände und Straßenschilder das „V“ als Zeichen für den erhofften Sieg der Alliierten. Und mit drei Freunden wirkte er an einem eigenen Radiosender und plante Flugblätter, um Aufklärung und Gegenpropaganda zu verbreiten.

Zum Verhältnis wurde Walter Klingenberg, dass er sich allzu offen abfällig über Hitler-Deutschland äußerte. Eine Ladenbesitzerin, in deren Radiogeschäft er nebenbei arbeitete, denunzierte ihn. Im September 1942 wurde er zum Tode verurteilt. Walter Klingenberg übernahm von sich aus die Hauptverantwortung für die Taten, die ihm und seinen Freunden vorgeworfen wurden. Zehn Monate verbrachte er nach seiner Verurteilung in Stadelheim, in denen seine Eltern, seine Schwester Anneliese und deren Mann Max darauf hofften, dass der NS-Staat diese drei Gnadengesuche akzeptieren würde. Vergabens. Am 5. August 1943 wurde Walter Klingenberg in Stadelheim mit dem Fallbeil ermordet. Seine letzten Briefe zeugen von einer großen inneren Stärke des jungen Mannes.

Die Nachricht von der Hinrichtung war ein Schock für seine Familie. „Der Tod Walters hat seine Mutter gebrochen“, weiß Carmen Miller aus Gesprächen von damals und Erzählungen. Wie dessen Vater mit dem Verlust umging, kann sie nicht sagen. In ihrer Familie sei nicht viel über Walters Schicksal gesprochen worden, erzählt Miller. Sie selbst habe erst davon erfahren, als ihr Vater 1993 beim Zeitunglesen überraschend einen Artikel über Walter entdeckte und ihr, der damals 15-Jährigen, sagte: „Schau, das ist dein Großonkel“. Einmal habe sie ihre Oma Anneliese, Walters Schwester, gefragt, wie es ihr gelungen sei, mit diesen traumatisierenden Erfahrungen ein so glückliches Familienleben aufzubauen, erzählt Miller. „Verdrängung? Wir haben das verdrängt“, antwortete ihr Großvater. Auf das Mitgefühl der Nachkriegsgesellschaft konnte die Familie nicht hoffen, berichtet Miller. Ein Entschuldigungsantrag, die Familie solle sich entschuldigen, sei nie verschleppt: Insgesamt 2921 DM bekam Walters Familie schließlich ausgezahlt – am 24. September 1970.

Einer breiteren Öffentlichkeit war das Schicksal des jungen Widerständlers lange völlig unbekannt. Das begann sich erst mit einem Forschungsansatz in den frühen 1990er-Jahren zu ändern. Seitdem wurde unter anderem eine Schule in Taufkirchen nach ihm benannt. Es gibt einen Stolperstein und eine Gedenktafel, und seine Kirchengemeinde St. Ludwig erinnert regelmäßig an ihn, eine Graphic Novel wurde erstellt – und auch seine Grofnichte arbeitet an einer künstlerischen Umsetzung ihrer Nachforschungen. Außerdem prüft eine historische Kommission seit 2018 Klingebucks Wirken für ein mögliches Seligsprechungsverfahren. Sie sei sehr glücklich darüber, sagt Carmen Miller – vor allem in Hinblick auf ihre Familie, die das bestimmt mit Stolz erfüllt hätte.

Hugo Paterno

Nach dem Zweiten Weltkrieg werden sich die Beteiligten am Verfahren, das zur Hinrichtung des Vorrarberger Zollbeamten Hugo Paterno (Bild 4) in Stadelheim führte, gegenseitig die Schuld dafür zuschieben. Nur weil sie von einem Beamten dazu aufgefordert worden sei, habe sie die „staatsfeindlichen Äußerungen des Paterno“ zu Protokoll zu geben, wird Rosa R. sagen. Zwei Beamte attestierten der Trafikantin hingegen einen Belastungsseifer, den sie nicht hätten ignorieren können. Und alle weiteren Beteiligten reichten die Angelegenheit in der Befehlskette des NS-Staates angeblich nur deshalb immer weiter nach oben, um eben gerade zu verhindern, dass dem vierfachen Vater von 1920 ein Schlimmes passiere.

Hugo Paterno sei in einer „Stafette kalter Feindseligkeit“ denunziert worden, schreibt Wolfgang Paterno, Redakteur des österreichischen Nachrichtenmagazins *Profil*, der vor ein paar Jahren ein Buch über das Schicksal seines Großvaters veröffentlicht hat („So ich noch lebe“, Haymon Verlag, 2020).

Der 1896 geborene Hugo Paterno lebte mit seiner Familie im österreichischen Lustenau. Er war ein konservativer Katholik, in dessen Denken und Alltag die Religion stets präsent war. In der Zollbehörde, wo Paterno von 1920 an arbeitete, galt er als untadeliger Beamter, fleißig, genau, vertrauenswürdig. 1938 stellte er einen Antrag auf Aufnahme in die NSDAP. Und doch geriet er in die Mühlen des NS-Verfolgungsapparats: Hugo Paterno wurde dreimal denunziert. Die Gründe dafür lassen sich heute nicht mehr mit Bestimmtheit nachvollziehen. „Viele sprechen für“, was man ihn in seiner Stellung als leitender Beamter weghaben wollte“, sagt sein Enkel Wolfgang Paterno am Telefon.

Während Hugo Paterno eine erste Anschuldigung wegen angeblicher Pflichtverletzungen im Dienst offenbar noch entkräften konnte, wurde er nach einer zweiten Denunziation wegen NS-kritischer Aussagen trotz allerhand Ungerechtigkeiten nach Innsbruck strafversetzt. 1943 wurde es dann bitterst: Die Trafikbeamtin Rosa R. gab zu Protokoll, dass Paterno ihr gegenüber verschiedene gegen den Nationalsozialismus gerichtete Aussagen gemacht habe. Er rechne mit einer Revolution, in den Konzentrationslagern säßen Menschen ohne Grund. Und wie denn ein Staat überhaupt bestehen solle, der gegen die Kirche vorgehe. Paterno wachte sich gegen die Vorwürfe, sagte, er könne sich nicht erinnern, weil er zuvor Kornschaps getrunken und starke Kopfschmerzen gehabt habe. Doch die letzte Hoffnung, dass dieser Umstand seine Strafe mildern könnte, wurde bei der Verhandlung am Volksgerechthof im Mai 1944 durch Rosa R. zunichte gemacht. „Gerochen hab ich nichts“, sagte sie. Paterno wurde wegen Wehrkraftzersetzung zum Tode verurteilt. Das Urteil wurde am 7. Juli 1944 im Gefängnis in Stadelheim vollstreckt. Sein Leichnam verstreute in einer Anatomie, vielleicht in Würzburg.

Hugo Frau Maria blieb allein mit ihren vier Kindern zurück. Der jüngste Sohn, Guido, ist der Vater von Wolfgang Paterno. In der Nachkriegszeit habe die Familie immerhin eine Trautz gesprochen bekommen, die einem Nazi weggenommen worden war, und so ein Auskommen gehabt, sagte Wolfgang Paterno. Ansonsten habe sich die Familie, in die Religion gestützt, in Beter“, sagt er. Über den „fernen Verwandten mit abgetrenntem Kopf“ sei nie viel geredet worden. Das sei heute noch so. Auch sein Buch über Hugo Paterno habe kaum jemand in der Familie gelesen. Für ihn selbst sei es der Versuch, dazu beizutragen, „dass der Großvater sich im Grab umdrehen und endlich ruhiger liegen“ könne. Doch war Hugo Paterno eigentlich tatsächlich der überzeugte NS-Gegner, als der er hingerichtet wurde? Bei seinen Nachforschungen ist Wolfgang Paterno auf ein Kassiber gestoßen, eine geheime Botschaft, die sein Großvater aus dem Gefängnis schmuggeln konnte. Er habe alle die Dinge, die er in seinen Vernehmungen abstritt, in Rosa R.s Küche genau so gemacht, schrieb Hugo Da. Sein Großvater sei vielleicht mehr Widerständler gewesen, als man ihm in Lustenau und seiner Familie zugestanden habe, so sein Enkel.